



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 52. Sonntag den 27. Dezember 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen in Südb. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitte wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Weihnachten. — Die Insel des Friedens. — Aus dem Kalender der Woche. — Leuchtende Gedanken aus der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt XV. — Weihnachten im Kriege 1870. — Die Glocken in der Weihnacht. — In der Stunde des Todes. — Die Frau und der Krieg. — Blutliche Heimkehr. — Die Stunde. — Letztes Gebet.

Wochenkalender.

- Sonntag, 27. Dez., Johannes Apostel.
- Montag, 28. Dez., Unschuldige Kinder.
- Dienstag, 29. Dez., Thomas von Canterbury.
- Mittwoch, 30. Dez., Son der Oktav.
- Donnerstag, 31. Dez., Silvester, Papst.
- Freitag, 1. Jan., Neujahr.
- Samstag, 2. Jan., Oktav v. Stephanus.

Weihnachten. 1. Festevangelium.

(Evangelium Luk. 2, 1—15.)

In jener Zeit ging ein Befehl aus vom Kaiser Augustus, das ganze Land zu beschreiben. Dies war die erste Beschreibung, und geschah durch Cyrinus, den Statthalter von Syrien. Und alle gingen hin, sich anzugeben, ein Jeder in seiner Stadt. Und es ging auch Joseph von Galiläa von der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, welche Betlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, sich anzugeben. Es begab sich aber, als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Bindeln, und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war. Und es waren Hirten in derselben Gegend, welche hüteten und Nachtwache hielten bei ihren Herden. Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen, und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird: denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus der Herr ist. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Bindeln eingewickelt, und in einer Krippe liegend. Und soget ihr war bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerscharen, welche Gott lobten, und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden die eines guten Willens sind!

Die Insel des Friedens.

Brinnen im lichtumflutheten Gotteshaufe feiern sie die Christmette. Am Altare steht im Festgewande der Priester und stimmt das Lied der Engel an: „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis.“ (Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.)

Doch unser Sinn schweift hinaus über die Wände der Kirche, und unsere Gedanken bohren sich ein in das Schauspiel des Krieges. Da trifft unser Blick

auf zerstampfte Felder, niedergeschossene Städte und Dörfer, rauchende Trümmer und Ruinen, rote Blutlachen, schmerzverzogene Gesichter von Verwundeten, helle Haufen von Leichen. Unser Ohr vernimmt das Donnern der Kanonen, das Knattern der Gewehre, den dröhnenden Schritt der Bataillone, die gellenden Signale, das Kommando der Offiziere, das Hurra der Angreifer, das Stöhnen der Verwundeten, das Aechzen der Sterbenden. Die einen finden wir in mörderischem Kampfe, die anderen in Schützengräben, auf freiem Felde, auf Wachen und Vorposten, in Lazaretten und Krankenhäusern, in der Gefangenschaft. Schau ihnen ins furchenreiche Angesicht — und vielleicht erkennst du unter ihnen deinen Sohn, deinen Mann, deinen Vater, deinen Bräutigam, deinen Freund. Oder suchst du umsonst nach deinem Liebling und ruffst umsonst seinen Namen? Schläft er vielleicht schon den Todesschlaf und deckt ihn der kühle Rasen? In der Zeitung aber liest du täglich in großen gesperrigen Buchstaben die Riesenschrift: Der Völkerring.

Wahrlich, ich verstehe, daß es dich in der heutigen Weihnacht etwas schwer ankommt, an die Botschaft des Engels zu glauben: Friede den Menschen auf Erden. Fast möchte es uns scheinen, als wären all die schönen Verheißungen zu Wasser geworden. Was haben denn die Propheten vom Erlöser vorhergesagt? Höre den gewaltigsten aus ihnen, den tiefschauenden Isaias: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht; und man nennt seinen Namen: Wunderbarer, Ratgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Fürst des Friedens.“ (Is. 9, 6.) Sein sanftes stilles Kommen aber schildert eine kirchliche Antiphon in folgenden Worten: „Als alles in tiefsten Schweigen lag und die Nacht in ihrem Laufe die Mitte erreicht hatte, da kam, o Gott, dein Sohn vom Himmelsthrone herab zur Erde.“ — Nicht Gewalttaten, nicht Blutvergießen, nicht Waffenklirren bezeichnen sein Lebenspfad, vielmehr stilles Wohltun, sanfte Lehren, geduldiges Leiden. Von Pilatus gefragt, ob er ein König sei, gab er die Antwort: „Nein, ich bin ein König, aber mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Jünger für mich streiten.“ Gedenkst du auch jener Stunde auf dem Ölberge, als die Schergen den Meister ergriffen und Petrus das Schwert zog? „Petrus,“ so sprach damals der Heiland mit leichtem Tadel, „stecke dein Schwert in die Scheide.“ Am Tage der Auferstehung aber, als er in die Mitte seiner Jünger trat, welchen Willkomm hat er ihnen geboten, mit welchem Gruß ihr Herz erfreut? „Friede sei mit euch,“ so kam es von seinen göttlichen Lippen, und abermals sprach er: „Friede sei mit euch.“ Beim Abschied aber gab er ihnen wie ein Testament die Worte mit: „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch.“

Strauchle also nicht, mein Lieber, und halte fest an Jesus, welcher in Wahrheit der Friedenskönig ist und bleibt, halte fest an der christlichen Religion, welche die Religion des Friedens ist und bleibt. Wo kannst du aber heute den Frieden finden, wo die Welt in Waffen starrt? Freund, da mußt du den Ozean der Kriegswogen verlassen und dich flüchten auf die Insel des Friedens. Nicht im Atlantischen oder Stillen Ozean liegt diese Insel, und nicht in weiter Ferne; mitten in dir soll sie grünen und blühen, es ist dein eigenes Herz. Es braucht weder die Abenteuer eines Robinson noch die Irrfahrten eines Odysseus, um dorthin zu gelangen. Es kostet dich nur einen Akt des Glaubens, einen Schwung des Willens. Wie haben doch die Engel in der Christnacht gesungen? . . . „Ehre sei Gott und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind.“ Reige nicht nur dein Ohr, um den Klang zu vernehmen, sondern auch den Verstand, um den Inhalt zu begreifen: Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Ja, mein Lieber, nur guter Wille kann dir den Frieden geben, den der Heiland verheißt, den die Welt nicht geben kann. Bei gutem Willen wirst du aber unfehlbar den Frieden besitzen, mag auch die Welt von Waffengeklirr widerhallen. „Guter Wille“ ist Glaube an Jesus, ist Annahme seiner Lehre, ist Nachfolge seines Lebens, ist Tragen des Kreuzes, ist Achtung und Duldung des Nächsten. Daß du aber nicht meinst, diese Friedensinsel sei nur ein eiteler Weihnachtsstraum oder ein leeres Phantastiegebilde, so setze ich den Spruch des Heilandes her; kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Math. 11, 28.

Freilich auch gegen diese Friedensinsel spritzen die Wogen der Leidenschaften und bösen Neigungen. Ihnen mußt du eisernen Widerstand und heldenmütige Verteidigung entgegensetzen. Und wenn jeder einzelne nach den Vorschriften des Evangeliums, nach den Weisungen der Kirche, nach der Stimme des Gewissens sein Leben einrichtet, und wenn auch die Staatsmänner und die Gesetzgebungen sich daran halten würden, glaube mir, dann wäre der Krieg so entbehrlich, wie eine Nute für gute Kinder. Wenn der Zug aus dem Gleise springt, dann gibt es Unglück, Krüppel und Leichen; und sobald die Menschen die Richtschnur der Gebote außer Acht lassen, dann haben wir den Krieg. Die Grundlage und die Säule des Friedens und des Wohlstandes unter den Völkern ist die Gerechtigkeit, ist die Gottesfurcht, ist die Einhaltung der von Gott gesetzten Ordnung. Bereits kannst du diese Tatsache mit Händen greifen; zum Ueberflus stellt sie Isaias dir vor Augen mit den Worten: der Gerechtigkeit Wirkung ist Friede, der Gerechtigkeit Frucht ist Ruhe und Sicherheit auf ewig; dann wohnt mein Volk in der Schöne des

Friedens, in sicheren Östien überschwinglicher Ruhe.

Dast du den Frieden mit Gott, dann wünsche ich dir Glück. Du wohnst dann auf der einsamen Insel mitten im Weltgetümmel. Was haben einen Apostel Paulus die Kämpfe seiner Zeit angefochten, was konnten Sorgen, die Verfolgungen, die Entbehrungen, die Todesgefahren ihm anhaben? Er wohnte auf der Insel des Friedens und alle Welt machte er bekannt mit seinem Glück, indem er ausrief: „Ich bin überdovoll von Freude in all' meiner Trübsal.“

Dieser innere Friede ist es, der dein Glück ausmacht; doch auch zum äußeren Frieden kannst du mitwirken durch dein Gebet. Diesen Frieden laßt uns im Geiste hinausjenden ins Feld durch fromme Wünsche und Bitten. Eine gewaltige Prozession der Seelen soll es sein, die heute aus den Hütten der Heimat hinauszieht in die feindlichen Stellungen und in die kampfdurchtobten Schlachtfelder, um dort den braven Truppen „fröhliche Weihnacht“ zu wünschen und der Welt den Frieden zu erbitten.

Friedenskönig, hab' Erbarmen,
Hör' den Hilferuf der Armen:
Krieg und Greuel wolle enden,
Allen Völkern Frieden spenden.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

(Weihnachten.)

Die große, ernste Vorbereitungszeit auf das hohe Weihnachtstfest, der Advent, ist vorüber; Weihnachten, das erste der drei Hauptfeste des Kirchenjahres ist da. In den Häusern und in den Kirchen wird vom Spruchband des Engels über dem Stalle, auf der Krippe, wie in früheren Jahren das Engelswort leuchten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden“, aber der Frieden wird fehlen auf der Erde, denn die Völker der Welt haben sich gegeneinander erhoben und seit Monaten tobt in Nord und Süd, in Ost und West der blutige Kampf, dessen Ende nicht abzusehen ist. Und vielleicht wird mancherorts auf dem Erdball das Dröhnen der ehernen Geschütze das Geläute der Glocken in der hl. Christnacht ersetzen.

Ja, der Krieg paßt schlecht zu dem großen Friedensfest der Christenheit! In den Gegenden, die von der Kriegsjurie verheert worden, wird manche Stätte am hl. Abend im Dunkel daliegen, wo noch voriges Jahr Tausende von Lichtlein flammten und ihr Licht auf grüne Tannenzweige fallen ließen, die behängt waren mit Äpfeln, vergoldeten Nüssen und süßem Backwerk. Und um den Baum herum standen damals die Kinder und die Erwachsenen mit leuchtenden, verklärtem Blick. Heute aber sind die Glücklichen vom Vorjahre arme Bettler, heimatlose Flüchtlinge oder gar stumme, leblose Opfer des großen Völkerringens.

Aber auch an den Orten, die fern von den Blutgetränkten Schlachtfeldern liegen, wird es nicht das Weihnachtstfest früherer Jahre sein. Wenige Familien im weiten Reiche gibt es ja, die nicht irgend jemanden aus ihrem Kreise unter den Waffen hätten, und selbst den, der ganz allein ohne verwandtschaftlichen Anhang da steht in der Welt, kann das Geschick seines Vaterlandes und der Millionen seiner tapferen treuen Söhne am hl. Abend in seiner Stimmung und in seinen Empfindungen nicht unbeeinflusst lassen.

Vielleicht fürchtest du dich heuer schier vor dem hl. Abend, liebe Leserin? Dein Gatte ist im Feld, sein Platz wird leer sein am schönsten Abend des Jahres und allein wirst du sein mit deinen lieben Kindern! Doch klage nicht! Nicht die allein müssen dem Vaterland Opfer bringen in dieser großen Zeit, die des Kaisers Rod tragen, sondern auch jene, die am heimatischen Herde zurückgeblieben, sonst hätten sie keinen Anteil an der großen, gerechten Sache. Vielleicht hast du nie so recht das Glück geschätzt, das darin bestand, alle deine Lieben in traulichem Kreise an den Festtagen des Jahres beisammen zu haben! Wie es dir heute geht, so trifft es alljährlich unzählige brave Frauen. Denk an die Ehegattinnen der Seeleute, ihre Männer sind monatelang draußen auf dem Weltmeer, umringt von tausend Gefahren! Denk an die Frauen der Bahnangestellten, die der eiserne Dienst an den schönsten Tagen der Familie fernhält! Denk an die Dienstboten, die bei ihrer Herrschaft verbleiben müssen; sie alle spüren an diesem Abend die Sehnsucht nach Vater, Mutter und Geschwistern und dürfen das Sehnen nicht

stillen! Und du bist das erstemal seit Jahren allein, eigentlich nicht ganz allein, denn du hast ja deine Kinder, und willst klagen und seufzen? Freu dich des gebahnten Glückes und hoff auf seine Wiedertekehr!

Und du, gutes Ehepaar, bist wohl durch den Krieg nicht auseinandergerissen worden und wirst gemeinsam mit deinen Spröhlings die Feiertage zubringen können! Und doch will die rechte Weihnachtsfreude in euch beiden nicht aufkommen wie sonst schon lange vor dem hohen Feste! Die anhaltende Teuerung und vielleicht auch der Arbeitsmangel hat euch hart zugesetzt und ihr seid nicht imstande, wie in anderen Jahren, wie ihr etwa woltet, euren Lieben eine Freude zu machen. Rehmits euch nur nicht gar zu Herzen! Eure Kinder werden mit Wenigem auch zufrieden sein, wenn ihr bei der Erziehung darauf Bedacht genommen habt, ihnen Genügsamkeit und Bescheidenheit einzupflanzen! Auch sie sollen merken, was der Krieg ist und was er mit sich bringt und sollen durch Entsagung und freudiges Ertragen ihrer kleinen Enttäuschungen mit Anteil haben an der Drangsal ihres großen Volkes!

Und wo anders, da wirds noch trüber sein! Du brauchst nicht wohl zu fragen, wo's fehlt, wenn du die abgehärteten Gesichter siehst. An der Wand, das schwarzumflorte Bild des jungen Mannes sagt dir alles. Gefallen, begraben in fremder Erde! . . . Wohl ist da der Trost schwer. Und doch, könnten die Trauernden mit dem Weihnachtsengel über die Erde dahinfliegen und durch die Fenster der Häuser lugen, welch traurige Weihnachtsabende würden sie da erblicken, die nicht der Krieg verschuldet hat. Da liegt in einer Familie ein Schweranker. Man hat wohl einen Christbaum geschmückt und zündet seine Kerzen an und stellt ihn neben das Schmerzensbett, aber in kurzer Weile muß der Kranke ihn bitten, ihn wegzustellen, da das Licht seinen Augen weh tut; so schwach ist er schon. Und die Seufzer vom Krankentlager her zerschneiden die Herzen der übrigen Familienglieder und mit Wehmut gedenken sie des nun fast unzweifelhaften Ausganges.

Und wo anders ist dieser traurige Ausgang schon vorüber; noch ist der Grabeshügel draußen am Friedhof frisch und unbewachsen, der Platz des Toten ist leer, nie wird er von ihm mehr eingenommen werden. Und auch er war jung und hoffnungsfroh und notwendig wie kein zweiter und mußte nicht in das Feuer der Schlacht. Eine Krankheit brachte das traurige Wert auch zustande. Mit solchen tröste dich, trauernde Seele, und laß das Bewußtsein, mit vielen anderen das gleiche Los zu teilen, lindernd und mildernd einziehen in dein gepreßtes Gemüt!

Und wer noch mehr Trostgründe für die heurigen Weihnachten haben will, der denke an die braven Krieger draußen im Feld, die nicht einmal eine Stube am hl. Abend haben, denen als Christbaumkerzen nur die Sterne des Himmels leuchten; dann denkt an die vielen Tausende von Gefangenen, die es alle hinweg zu Weib und Kind. Doch die Bewachung ist streng und der Weg ist weit. Sie müssen ihr Sehnen verbeißen und ihr Schicksal tragen.

Und endlich: Eine Freude und eine Seligkeit ist ja doch heuer dieselbe wie sonst, die Freude des Christenherzens, wenn dröhnend vom Turme die Glocken hinausjubeln in die winterlichen Lande: „Christ ist geboren!“ Der ist nicht arm, nicht verlassen und nicht verwaist, für den der Gottesohn herabsteigt vom Himmel, um ihm unvergängliche, ewige Güter und Schätze zu bringen! Er hat uns zu Gotteskindern gemacht und als Kinder des überreichen Herrn des Himmels und der Erde sind auch wir reich und glücklich zu preisen. Ihm sei am hl. Abend auch im Kriegsjahr von uns allen innigst gedankt, er ist unser und der Unsrigen, seien sie nah oder fern, beste und hehrste Gabe, deren Wert alles auf Erden übersteigt!

Der Kalenderschreiber.

Leuchtende Gedanken aus der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt XV.

(Schluß.)

Der gegenwärtige Krieg hat seine Veranlassung in der verruchten Handlungsweise verbrecherischer Menschen, die die Autorität im Staate verachten und sie darum von Grund aus zerstören wollen. Weil sie keine Achtung vor der Autorität hatten, griffen sie zu Dolch und Dynamit und vernichteten das Leben schuldloser Menschen, deren einziges Verbrechen in den Augen jener Mordbuben war, daß sie zum Herrschen berufen waren. Gerade bei der Betrachtung jener schuldwürdigen Taten, die den Krieg auf dem ganzen Erdboden entfesselten, wird man mit

lebhaftem Interesse die Worte des Papstes vernehmen, die von der Ueberzeugung der Autorität und ihrer Wiederaufrichtung im Zeichen der Religion handeln: „Die zweite Ursache der allgemeinen Zerrüttung besteht darin, daß die Massen die rechtmäßige Autorität nicht mehr achten. Seitdem nämlich die Ansicht aufkam, daß alle menschliche Gewalt nicht von Gott, dem Schöpfer und Gebieter der Welt, sondern vom freien menschlichen Willen ihren Ursprung ableite, erlitten die Bande der Pflicht, welche Vorgesetzte und Untergebene verbinden sollen, eine derartige Schwächung, daß sie nahezu zu verschwinden scheinen. . . . Daher kommt die Verachtung der Gesetze, daher der Aufruhr der Massen, daher das leichtfertige Sichhinwegsetzen über alle Befehle, daher die unzähligen Verbrechen, die Bande der Zucht zu lockern, daher die furchtbaren Freveltaten jener, die sich auch durch Verlust ihrer Güter und ihres Lebens nicht mehr abschrecken lassen, da sie die verpflichtende Kraft aller Gesetze abstreiten.“

Dieser anarchistischen Auffassung stellt der Papst das christliche Ideal entgegen, wonach es keine Gewalt gibt außer von Gott, und wonach es Pflicht des Menschen ist, um des Gewissens willen der von Gott gesetzten Obrigkeit untertan zu sein, wie dies die Apostel an vielen Stellen gelehrt haben.

Sind es jedoch nicht gerade die religionslosen Schulen, in denen die der staatlichen und kirchlichen Autorität feindliche Saat in die Herzen und Geister der Jugend ausgestreut und die Volk planmäßig an den Rand der Entchristlichung und Entsittlichung gebracht wird? Sind es nicht verblendete Staatsmänner wie der jetzige französische Ministerpräsident Viviani, der 1906 offen und frivol erklärte: „Mit unserem antikirchlichen Werk haben wir das Licht für das Volk ausgelöscht!“ Allen Politikern, die von gleichem oder ähnlichem Geiste erfüllt sind, gilt das Wort des Papstes: „Mögen die Fürsten und Leiter der Völker dies bedenken und erwägen, ob es für die öffentliche Gewalt und das Staatswesen klug und zuträglich ist, von der heiligen Religion Jesu Christi abzurücken, von der die Staatsgewalt selber soviel Kraft und Dauerhaftigkeit empfängt! Immer wieder mögen sie bedenken, ob es denn ein Beweis der Staatsweisheit sei, die Lehre des Evangeliums und der Kirche aus der staatlichen Ordnung und dem öffentlichen Unterricht der Jugend auszuschließen. Die Erfahrung hat es genug bewiesen, daß die menschliche Autorität ohne Macht ist, wo die Religion fehlt.“

Unter den Wurzeln, welche als die wahre und eigentliche Ursache der Zerrüttung der menschlichen Gesellschaft und des Krieges der Völker anzusehen sind, nennt der Papst auch die materialistische Gesinnung der Menschen, die Ueber-schätzung der vergänglichen irdischen Güter und die Verkennung der wahren, der himmlischen Güter. Die Grundlagen der christlichen Lebensphilosophie hat Christus der Herr selbst in seiner erhabenen Bergpredigt gelegt. Hierüber spricht der Papst in seiner Enzyklika sehr schöne und erhebende Worte, die sich jeder Katholik tief einprägen sollte, und aus denen wir hier nur die folgenden Sätze anführen wollen: Das innerste und tiefste Wesen dieser göttlichen Philosophie liegt darin, daß die sog. Güter dieses sterblichen Lebens wohl den Anschein, aber nicht den Inhalt des Guten haben. Darum sind es keine solchen, deren Genuß den Menschen ein seliges Leben gewährt. Nach Gottes eigener Bestimmung können Reichtum, Ehre und Sinnengenuß dem Menschen so wenig das Glück verbürgen, daß, wenn er es wirklich erlangen will, er vielmehr auf dies alles um Gottes Willen verzichten muß.“

Durch die Wiedererweckung eines festen Glaubens der Christen an die übernatürlichen Wahrheiten erstrebt Papst Benedikt ähnlich wie sein Vorgänger eine sittliche Erneuerung, eine geistliche Wiedergeburt der Menschen. Seine Ausführungen über das Innenleben der Kirche und die Früchte desselben für alle Zweige der kirchlichen Tätigkeit, seine Mahnungen zur Einigkeit der Kirche, seine Empfehlung des katholischen Vereinslebens, seine Weisungen für Erziehung des Klerus sind praktische Ausführungen des großen Programms seiner umfassenden apostolischen Wirksamkeit, wie es der Papst gleich zu Anfang seines Pontifikats ins Auge genommen hat. Sein erstes Rundschreiben an die katholische Christenheit enthält die Grundsätze und die Richtlinien dieser ferneren Wirksamkeit.

Mit dem Jahre 1914 treten Staat und Gesellschaft in eine neue Phase weltgeschichtlichen Geschehens und Erlebens, beide werden vor ganz neue

and größere Aufgaben gestellt, die sie noch zu lösen haben werden. Dies alles beeinflusst auch die Tätigkeit der Kirche. Darum werden wir in der ersten Enzyklika des Papstes Benedikt auch ein Dokument zu erblicken haben, das im Hinblick auf die kommenden Dinge die Grundprinzipien für seine gesamte oberhirtliche Tätigkeit enthält und zugleich eine solche Fülle von edel geprägten Weisheitslehren aus dem Horn der Evangelien, daß seine Lektüre wahre und warme religiöse Belehrung und Erhebung zugleich bietet.

Weihnachten im Krieg 1870.

Es ist der Nachmittag des 24. Dezember 1870. 4 Uhr schlägt's vom Schloßthurm von Montigny, da oben in der Picardie, nordöstlich von Amiens, wo unser Armeekorps seit gestern schon mit den Franzosen wieder einmal aneinander ist.

Für heute schien's zu Ende zu sein, allmählich verstummt der Geschützlärm vor der Bereitschaftsstellung, in die wir 40er am Mittag zurückgezogen worden waren; nur noch in der Ferne grollte der Donner der Geschütze. Es dämmerte. Brennende Dörfer verrietten, wo es am härtesten hergegangen war. Mit Sonnenuntergang erhob sich ein eisiger Wind, der die schon sehr starke Kälte, zehn Grad Reaumur, doppelt empfindlich machte. Abgekocht war heute noch nicht worden; der Magen leer, die Stimmung keine sehr sehr rosig, da man die Empfindung hatte, in dem zweitägigen Kampfe keinen vollen Erfolg errungen zu haben.

Kurzum, es war ein Abend, an dem alles unangenehm war. Mensch und Tier froren fürchterlich, und nun fiel es einem auch noch plötzlich hart auf die Seele: Heute ist ja der heilige Abend. Sollten wir ausgerechnet gerade diese Nacht auf freiem Felde zubringen verurteilt sein? Fast schien es so; denn nichts rührte sich, was als Vorbereitung zum Beziehen einer Unterkunft ausgelegt werden konnte. Trübselig, stumpf, einsilbig saßen wir Offiziere auf einem Erdbauern, in Mäntel und Kapuzen vergraben, aneinandergelauert zusammen. Die Mannschaften standen still und in sich gekehrt in Gruppen beieinander oder suchten sich durch Herumläufen zu erwärmen. Kein frohes Wort, kein Lachen war zu vernehmen. Auch die Pferde drängten sich mit gesenktem Haupt zusammen und froren, froren wie ihre Herren.

Was Wunder, daß aller Gedanken in die Heimat zurückflogen. Man schloß unwillkürlich die Augen und träumte: Zu Hause, im wohligen warmen Zimmer werden jetzt die Lichter am Tannenbaum angezündet. Der würzige Duft dringt durch die Türen in die Nachbarzimmer; da heben denn die Kinder, die Geschwister an zu singen: Stille Nacht, heilige Nacht, erst leise, dann immer voller. Und dann klingelt's und die Tür geht auf, und es strahlt den erwartungsvollen Gesichtern entgegen der Christbaum über der Krippe, und wie alljährlich winkt auch diesmal das Engelschen von der Spitze herab „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“ — und alles ist Freude. Man singt das Lied: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Und dann wird alles bewundert: das Schwesterchen nimmt die neue Puppe, das Brüderchen klettert auf das Schaukelpferd.

Niemand merkt, wie der Elternblick sich verschleiert und wie es verräterisch um der Mutter Mundwinkel zuckt. Ist sie wirklich fröhlich, diese Weihnachtszeit, wo unser Junge weit von hier vor dem Feinde steht? Hat die Feldpost ihn mit den warmen Winterjachen erreicht, und hat er auch unsern Brief gefunden mit dem Bildchen vom Christkindchen, das die Arme ausstreckt, als wolle es der Eltern Segen übermitteln? Oder ist unser Junge vielleicht gerade heute zur ewigen Weihnacht eingegangen? Hat das Christkindchen ihm den schönen Soldatentod beschert, liegt er vielleicht von des Feindes Blei hingestreckt, verstimmt im Lazarett? Denn oben im Norden, so stand's in den heutigen Depeschen, wird wieder gekämpft, und die 40er sind immer dabei! dabei!

O du armes, gemartertes Mutterherz, du besorgter Vater, du liebende Schwester; du Erkorene des Herzens. Was ist das für ein heiliger Abend!

Immer eisiger segt der Wind durch die Fluren; in der Ferne prasselt in einem Dorf ein im Feuer zusammenbrechender Dachstuhl nieder, wie ein Feuerwerk auf Augenblicke weithin ausleuchtend!

Wie war's so schön vor einem Jahre im Kasino zu Trier! Wo sind sie, die damals den Tannenbaum als „bergmüßliches Komitee zur Feier des Weihnachtsfestes“ so sinnreich geschmückt hatten? Hinweggerafft sind schon viele der Kameraden. . . Im-

mer düsteter werden die Gedanken. In manchem deutschen Hause, wo im vorigen Jahre eitel Freude herrschte, ist dieses Jahr alles still. Kein Kerzchen strahlt hinaus in die Nacht. Der Gatte, der Vater, der Sohn ist gefallen im heiligen Kampf fürs Vaterland — getreu bis in den Tod!

Fern, ganz fern verhallen die letzten Kanonenschüsse, still wird's auf dem Schlachtfelde, und über all seinem Jammer spannt sich ein prachtvoller Sternenhimmel! Wie ein Geier zerfleischt die Melancholie unser Herz. Leise schluchzend lauert mein jetzt dahingegangener Freund Calow neben mir. Vor einigen Tagen bekam er die Nachricht, daß der Vater seiner Auflösung entgegengehe. Mein Kommandeur reißt sich zusammen, springt auf und geht mit großen Schritten, den Blick zur Erde gerichtet, auf und ab. Ich kenne ihn, ihn, dem seine Familie sein ein und alles ist — er denkt, daß er das jüngste Kind, das ihm seine Gattin geschenkt, noch nicht gesehen. Wird ihm die Heimkehr im Siegeslorbeer beschieden sein? Wie wird's uns allen gehen? Wer weiß, ob nicht noch für viele von uns eine Kugel gegossen ist; denn dieser Krieg nimmt und nimmt ja kein Ende.

In solchen Augenblicken wird man erst gewahr, was es um den heiligen Abend ist, wie er, richtig gefeiert, ein Gottesdienst ist. Dann merkt man erst, worin der Zauber des Elternhauses, des christlichen Hauses, der deutschen Heimat liegt. Manche von uns und unsern Leuten haben damals so recht das Wort des Herrn verstanden: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.“ Ja, es war ein trübseliger heiliger Abend, ohne Richter und Gesang, im heulenden Nordostwind, dort oben bei Amiens auf dem blanken Felde, aber doch eine Weih-Nacht, in der der Gott der Schlachten unter dem Donner der Geschütze an unser Herz klopfte und sprach: „kehr in dich ein! Bist du bereit, vor mir zu erscheinen, wenn ich auch dein Leben noch fordern sollte? . . .“

Da entriß mich meinen trüben Gedanken der Ruf des Regimentsadjutanten: „Steinaecker, machen Sie sich fertig und reiten Sie sofort nach Amiens, um die Bagagen nach Raineville heranzuführen. Das Regiment bezieht dort Quartier.“

In wenigen Minuten saß ich im Sattel, und im schlanken Trabe ging's — was lag mir nun an Kälte und Wind? — die anderthalb Meilen zurück. Dieser Zufall hat es gut mit mir gemeint, ich sollte doch noch an diesem Tage, als einziger von all meinen Kameraden, unter einem Weihnachtsbaum stehen. Als ich mich gegen 10 Uhr dem Boulevard St. Charles näherte, auf dem die Fahrzeuge Befehle erwarteten, denke ich zunächst, mich nart eine Erscheinung, ich träume! Denn auf hundert Meter vor mir, aus einem Mauthäuschen, strahlt mir etwas Wunderbares entgegen — ja, das kann doch nichts anderes sein als ein Christbaum! Wahrhaftig! Die Zahlmeister hatten sich, Befehle erwartend, hier zusammengetan und ein Bäumchen ausgeschmückt.

Galt, herunter vom Pferde, herein in das Haus — ein Händedruck mit den Herren, das war ein's, und — feuchten Auges stand ich unter dem Symbol des Friedens. Was ich dachte, was ich empfand? O du fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Das war mein Weihnachten in Feindesland!

Die Glocken in der Christnacht.

„Bon all' den tausend Klängen hat keiner solche Nacht,

Als wie der Klang der Glode in heil'ger Weihenacht. Die Erde schläft im Frieden still unter Eis und Schnee —

Da dröhnt die eh'rne Stimme gewaltig aus der Hö!

Und wie von Engelschören kling't über Wald und Feld:

Uns ist der Christ geboren, nun freue dich, o Welt!“

Es gibt eine alte Sage, daß in der Christnacht versunkene Gloden, die im Meer untergegangen und die in der Erde vergrabenen, ins Tönen geraten und aus der Tiefe herausspringen . . .

Und wenn das Menschenherz dem Meere gleicht — hat es doch auch „Sturm und Ebb' und Flut!“ — und wenn es dem Grabe gleicht, das in seiner Tiefe vieles Liebe verschweigt und verbirgt — so behält auch hier zu Weihnacht die alte Sage recht. Versunkenen Gloden gleich liegen in vieler Menschen Herzen vergessene Erinnerungen, verwehte Empfindungen aus früheren Tagen, und wenn weihvolle Stunden kommen mit ihrem Sinnen und Sehnen, ihrem Licht und ihrer Liebe, da schwingen und klingen sie wieder aus tiefer Tiefe empor . . .

Weihnachten im Felde! Im Schützengraben auf einsam stiller Nacht, im Zelt, in der Schiffskajüte:

was für ein Glockenton wird unseren tapferen Kri-

gern heraufsteigen! Und mit ihm die Erinnerung an das Beste, was sie im Leben gehabt — an den Glauben in der Kindheit, an die Liebe im Elternhause! Ja,

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit Klingt ein Lied mir immerdar: O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, Was mein einst war!“

Und unter dem Klingen der Gloden, da wird's dem Herzen warm und weich, da falten sich von selbst die Hände, da lernen sie wieder, was sie verlernt und lange nicht geübt: lernen beten, glauben, lieben hoffen

Wunderfame Weihnachtsgloden!

Weihnachten daheim! In Haus und Stütte, unter'm Dach und im Keller, Männer und Frauen, Väter und Mütter, ernst und gedankenvoll, sorgend und bangend — und hier Einsame, dort Trauernde: Wie tönt's doch so eigen durchs Herz! Keine klare Melodie — sie können sie nicht in Worte fassen, können die Gedanken nicht finden, und doch kling't so mächtig wie aus verborgener Tiefe und von weitem her: Weißt du, was du hattest? Weißt du, was dir fehlt? . . . O schärf' nur dein Ohr — die Weihnacht läutet über dir hohe, helle Wundergloden: „Er lebt, der dir helfen, der dich trösten, der dich froh machen kann:

„Welt ging verloren, Christ ist geboren: Freue dich, freue dich, o Christenheit!“

In der Stunde des Todes.

Seit Stunden tobt die Schlacht. Die Schatten der Nacht senken sich auf die Erde. Doch die Maschinengewehre knattern weiter, die Schrapnells durchpfeifen die Luft, aus tausenden von Feuer-schlünden sprüht Tod und Verderben.

Am Rande des Schützengrabens, gedeckt von der Lehm-schanze, liegt ein junger Soldat. Schwer geht sein Atem, Blut quillt aus seinem Munde. Die Hände über der tödlichen Wunde auf der Brust gefaltet, betet er leise. Eine Pause im Gefecht und ein Blick nach rückwärts zeigt mir dies Bild. Ich beuge mich zu dem Verwundeten nieder, er faßt meine Hand und hält sie fest. „Kamerad, ich sterbe, ich sterbe für mein Vaterland, für meinen Kaiser! Wenn es Gottes Wille ist, daß ich sterbe, dann sterbe ich gern, gib mir den Rosenkranz meiner Mutter aus der Tasche, damit ich mit demselben sterbe.“ Ich willfahre seiner Bitte, suche den Rosenkranz und reiche ihm ihn. Voll Andacht küßt er das Kreuz an demselben und röchelnd flüstert er noch: „O Jesus, die leb' ich, o Jesus, dir sterb' ich —“ Weiter reicht seine Kraft nicht, es war zu Ende. Voll Ergriffenheit und bewegt saßen, krieten und lagen junge und härtere Krieger um den sterbenden Kameraden. Die Hände falten sich bei einem nach dem andern zu einem stummen Gebet. Ein ergreifender Augenblick! „Wenn ich hier sterben muß, dann möchte ich so sterben wie dieser Kamerad,“ hörte ich mehr als einen sagen. — Der Mond wirft seinen Schein auf das friedliche Gesicht des Toten, über das wir jetzt die Feldkappe ziehen. —

Bier Stunden später! Nach zwei russischen Sturmangriffen sind wir Sieger geblieben. Aber auch viele aus unseren Reihen liegen im Blute. Einen sehe ich liegen, den ich gut gekannt. Als Andersgläubiger hatte er sich stets gebrühtet und alle höhnisch verspottet, die er ein Kreuzzeichen machen oder beten sah! Ich kriechte zu ihm und erfasse seine Hand; er öffnet die Augen und erkennt mich. „Mit mir ist es vorbei, die verfluchten Hunde haben mich gut getroffen,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. — „Freund,“ sagte ich zu ihm, „fluche nicht im Angesicht des Todes, denke an Gott!“ „Es gibt keinen Gott!“ „Doch,“ sagte ich wieder, „es gibt einen Gott und auch du kannst das im Angesicht des Todes nicht leugnen.“ „Ich habe im Leben keinen Gott gebraucht, ich brauche auch jetzt keinen.“ „Dann bete wenigstens ein Vaterunser, ehe du stirbst,“ mahnte ich wieder. „Beten — beten — ich kann — nicht — beten . . .“ höre ich ihn noch röchelnd sagen, dann ward er stumm für immer. Ich salbe seine Hände über die Brust, mache das Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust und ziehe auch ihm die Feldkappe über sein Gesicht, damit der Mond seinen letzten Schlaf nicht störe. —

Zwei Bilder aus dem Kriegsleben, ergreifend für alle, die sie mit ansehen. Nach Tagen hörte ich es noch aus dem Munde der Kameraden von rechts und links: „Mit dem einen wäre ich gern gestorben, mit dem anderen nicht!“

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Die Frau und der Krieg.

Von Regens Dr. Schreiber. (Fortf.)

II.

Fürwahr, erhabene Aufgaben, die der Krieg trotz seiner Härte und Blutgier dem Weibe gestellt hat! O erhabenes, glänzendes Bild aber auch, das sich vor unseren Blicken auf-tut, wenn wir zusehen, wie die deutsche Frau, wie auch Fuldas Frauenwelt diese Aufgaben bis jetzt er-füllt hat. Es ist ein Bild, so erhebend, so begei-sternd, so hinreichend schön, daß noch Jahrzehnte da-von erzählen und daran sich erbauen werden.

1. Kaum ist der Krieg ausgebrochen, da sehe ich Frauen und Mädchen unablässig an den Bahnhöfen an Erfrischungstäten tätig, um den durch-ziehenden Truppen Speise und Trank, Zigarren und Zigaretten, Postkarten und Ansichtskarten zu reichen. Wie oft konnte man es hören aus dem Munde der dankbaren Soldaten: So reichlich und so freundlich wie in Fulda sind wir selten auf un-serer Fahrt bewirtet worden. Wieder andere Frauen und Mädchen sorgten für die Herbeischaffung der Speisen und Getränke, liefen von Haus zu Haus und schleppten in Körben und Kannen herbei, was nur immer hilfreiche Liebe ihnen bot. Wieder andere wußten mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit selbst sie verschlossensten Geldbörsen zu öffnen und ihnen Geldmittel zu entlocken. Alle diese hilfsbereiten Seelen mögen es aus des Heilands Mund ver-nehmen, was Großes sie getan: „Ich war hungrig und ihr habt mich gespeist, ich war durstig und ihr habt mich getränkt.“ Und fürwahr, es hat oft viele Mühe gekostet, nicht bloß die Tageszeit, sondern auch die Nachtruhe für diese Liebedienste zu opfern, und trotz Mühe und Arbeit und manch unfreundlichem Gesicht die freundliche Miene zu bewahren, um den ausrückenden Vaterlandsverteidigern den Abschied von der Heimat leicht zu machen.

2. Während diese Frauen und Mädchen der ausziehenden Krieger gedachten nahmen sich andere der Hinterbliebenen unserer Soldaten an, ihrer Mütter und Gattinnen, ihrer Kinder und Pflegebefohlenen. Sie sammelten Geldspenden für dieselben, sie übernahmen das Protektorat und den Schutz der Soldatenkinder, ja sie entschlossen sich selbst, ein Kind in ihr Haus aufzunehmen und un-entgeltlich zu verpflegen, oder wenn ihnen diese Ver-antwortung zu schwer erschien, die Pflegekosten aus ihrer Tasche zu bestreiten; andere übernahmen sämt-liche Wochenbettkosten einer Kriegerfrau, andere ver-pflichteten sich zu einer regelmäßigen Milchspende, andere setzten eine Summe aus zum Erholungs-aufenthalt eines leidenden Kindes.

Ihnen allen ruft der Heiland zu: „Wer ein soches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf“, und „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

3. Wieder andere Frauen und Mädchen ließen sich die Beschaffung von Arbeit für be-dürftige Frauen angelegen sein, und machten hierbei keinen Unterschied zwischen Kriegerfrauen und Nicht-kriegerfrauen, aus der Erwägung heraus, daß die ar-beitslosen Nichtkrieger und deren Angehörige, weil ihnen die staatliche Kriegsunterstützung nicht zu teil werden kann, sich oft in einer besonders traurigen Lage befinden. In dieser Weise haben sich, unter tätiger Mitwirkung besonders der Frauen, in Mün-chen, Würzburg, Berlin und anderen Städten Aus-schüsse gebildet zur Beschaffung von Arbeit für be-dürftige Frauen, namentlich in der Konfektions-branche. Während der Ausschuss für Konfektions-notarbeit in Berlin unter der Leitung der Frau Staatsminister v. Sydow schon bisher im Kon-fektionsgewerbe tätig gewesene arbeitslose Berufs-arbeiterinnen in Berlin und Umgegend ohne Rück-sicht auf Konfession, Organisations- und Parteizuge-hörigkeit beschäftigt, die auf ihre Arbeit zum Unter-halt für sich und ihre Familien angewiesen sind und nicht schon auf Grund des Reichsgesetzes über die Unterstützung von Familien in den Dienst getretener Mannschaften aus öffentlichen Mitteln Unterstützung erhalten, versteht der unter Staatsaufsicht stehende Bayerische Hausindustrie-Verband in München und der Unterfränkische Ausschuss desselben Verbandes in Würzburg sowohl bisherige Heimarbeiterinnen oder Frauen von Kriegsteilnehmern als auch überhaupt

Frauen und Mädchen, die durch den Krieg arbeitslos geworden oder in Not geraten sind, mit Arbeit. Technische Bestrebungen sind auch anderwärts in die Erscheinung getreten.

Glückliche Heimkehr

unseren tapferen Soldaten, das ist der Wunsch, der gerade jetzt zur hl. Weihnachtszeit alle Herzen erfüllt. Wird's denn noch lange dauern? Auf keine Frage antwortete ich lieber als auf diese, denn wem sollte das allgemeine Leid nicht bis ins innerste Herz wehe tun? Aber eine sichere Auskunft kann zur Zeit wohl kein Mensch geben, und wenn ein-sichtsvolle Männer erklären, bis zum Frühjahr werde der heißersehnte Friede kommen, so ist das aber auch eine Vermutung. Bassen wir nur das Vertrauen nicht sinken, und hören wir nicht auf, recht kinder-innig zu beten. Der liebe Gott kann plötzlich, über Nacht, ein Ereignis schicken, das den Frieden mit Riesenschritten näher bringt. Aber dreinschaffen dürfen wir unserem Herrn nicht, er allein weiß, wanns genug gebetet ist. — — —

Viele Sorgen macht den daheim Gebliebenen jetzt auch der schreckliche, kalte Winter und sie fürch-ten, daß die Angehörigen im Felde es nicht aus-halten können. Sicher ist, daß unsere lieben, braven Soldaten unnennbare Leiden, Strapazen und Miß-geschicke ertragen müssen; aber sie sind in den vielen Wochen der langen Kriegsdauer auch unglaublich ge-stählt und abgehärtet worden. Nach meiner Ansicht haben sie sich förmlich, gleich dem Bild in den Ber-gen und Wäldern, an das Leben in der freien Natur angepaßt und sie fühlen die Kälte, die Strapazen und Entbehrungen lange nicht mehr so stark als wir zimperlichen Stubenhocker daheim uns einbilden.

Es werden ganz gewiß auch die meisten unserer Angehörigen vom Kriege gesund und glücklich wie-der in die Heimat zurückkehren. Allerdings sind fast in allen Gemeinden schon Todesnachrichten einge-troffen und die Trauer in einzelnen Familien ist groß. Meine Lieben, die ihr einen gefallenen Helden beweinet, ich kann zu eurem Trost nichts anderes sagen als: „Euer untergeklärter Sohn, Gatte, Bru-der ist schon glücklich heimgekehrt. Er ist schon ein-gezogen in die wunderschöne Heimat, wo es tausend-mal herrlicher ist als in den wohnigsten und schön-sten Gegenden unseres Landes; er braucht nicht mehr zu hungern, zu dürsten, er hat kein Weh und kein Fieber mehr, er ist prächtig gekleidet und friert nim-mer und er kann rasten, so viel er mag. Die Sorg-falt und Liebe von teuren Angehörigen, welche er so-lange entbehrt hat, wird ihm nun hundertfach zu teil. Als Held und Martyrer gehört er, wenn er im Stande der Gnade gestorben ist, zu den Gerechten; von diesen heißt es aber in der Heiligen Schrift: „Iustorum animas in manu Dei sunt“ — die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes.“ Von der Hand Gottes werden sie jetzt gleichsam gepflegt und er wischt ihnen alle Tränen ab und alles Leid ist vergessen. Sie sind auch bei der liebsten Mutter, die es geben kann und die ihnen eine unbeschreibliche Mutterliebe erweist, von den lieben Engeln werden sie wie Brüder behandelt, viele nächste Angehörige scharen sich um sie und alles tut ihnen wohl. — Jetzt sagt einmal, ihr zu Hause, gönnt ihr euren teuren Geschiedenen nicht diese warme, wonnige, selbige Heimfahrt? — „O wohl, von Herzen,“ ruft ihr unter Tränen, „aber wir Zurückgebliebenen füh-len uns halt gar so einsam und verlassen — nun müssen wir die Liebe entbehren!“

Jetzt paßt auf, was ich Euch sag'. Eure dahin-geschiedenen Helden haben kein Fünkchen von ihrer früheren Liebe zu euch verloren, im Gegenteil noch viel heißer und inniger schlägt ihr Herz für euch jetzt droben im Himmel. Wenn ich jetzt in den klaren Nächten zum Firmament aufblide, kommt mir immer vor, als ob durch all die tausend flim-mernenden Sternfensterchen ein Soldatenauge herunter-schaue und seinen Lieben da herunten Grüße zu-winke und Segen herabschide. Ja seid alle überzeugt, ihr werdet die Liebe und den Trost vom Himmel aus spüren jeden Tag. — Wollt ihr ihnen auch einen Wunsch erfüllen? Ihr könnt ihnen eine wahre Freude machen, wenn ihr euch in dieser großen, schweren Zeit auch he l d e n h a s t zeigt, lautes und ungestümes Weinen und Jammern ist jetzt nicht am Plage; jetzt heißt es beten; viel beten und herz-haft ergeben und tapfer das schwere gewaltige Kreuz tragen — Liebe zu Gott und dem Vaterland. Wenn ihr das tut, ihr Frauen, dann seid ihr auch Heldinnen.

Nichts wünschen auch die Männer, Väter und und Brüder im Felde aufrichtiger, als daß dieses Heldentum der Frauen dabeiin noch größer und all-gemeiner werde. Dasselbe ist auch unserem Herr-gott überaus wohlgefällig und wirkt sehr stark mit zum Siege und zum schnelleren Frieden. Ich bin felsenfest überzeugt, daß viele Frauen wegen ihres stillen, ergebenen Duldens, wegen ihres Herzens-heldentums mit einem goldenen Verdienstkreuz aus-gezeichnet werden, nicht vom Kaiser, sondern vom lieben Gott selber. Und dieses Verdienstkreuz wird ihnen droben im Himmel einen Platz sichern un-mittelbar neben den Helden des Vaterlandes.

Die Stunde.

Wie lange ist es her, daß die Turmuhr vier schlug? — Ein Handumdrehen. Noch höre ich den Klang im Ohr, gemüthlich, gemächlich; die alte Uhr schlägt ja etwas so furchtbar Gleichgiltiges, etwas, das sie gewohnt ist, zu tun, etwas, das man gewohnt ist, zu hören. Und nun schlägt die alte Turmuhr fünf, gemüthlich, gemächlich. . . .

Eine Stunde — was ist das? Was ist denn in dieser unbeachtet hingetraumten Zeitspanne vorge-fallen? Ich habe eine Zigarre geraucht, eine No-velle gelesen.

Eine Stunde
Dahin. Unwiederbringlich. Und in der grellen Beleuchtung dieses „Unwiederbringlich“ wächst die Stunde vor mir, groß, riesengroß, beängstigend groß. — Hunderttausenden war diese Stunde Geburts-stunde, Anfang einer lastenden Verantwortung, An-fang von Lust und Leid, Anfang des Menschenseins. — Viele werden dieser Stunde fluchen, Starke, Gute werden sie einstmal segnen . . . Hunderttausende verlassen in dieser Stunde das Leben, gern und un-gern, betend und fluchend, vergessen und im Kreise der Weinenden . . .

Tausende endeten in Qualen auf dem Kranken-lager. Tausende dämmerten hinüber — wie viele legten wohl Hand an sich?

Viele scharlachroten Sünden werden in dieser Stunde begangen. Viele Glücksträume fanden Wirk-lichkeit, und viele Wolkenburgen der Hoffnungen wurden zusammengeweht. . . .

Eine Stunde — was ist das?
Ich schaudere zusammen vor dieser Größe. Und solcher Stunden sind Tausende meines Lebens dahin-gerollt, unerkannt, unbeachtet, geringschätzig, aufein-andergehäuft wie erledigte Akten.

Eine Stunde
Und was habe ich getan? Eine Zigarre geraucht. Eine Novelle gelesen.

Nichts mehr?
Nichts mehr —
Und plötzlich stehe ich vor einer riesengroßen Leere.

Ich werd' von hinnen wehen
Als wie ein Blatt vom Baum.
Mein Name wird vergehen
Als wie ein flüchtiger Traum.
Wer wird von mir noch wissen,
Der Würmerpeiße ist? —
Und doch, das kann ich missen,
Wenn du mich nicht vergißt,
Gast du mich nicht vergessen,
Gott, den ich oft vergaß.
Mag alles mich vergessen,
Glücklich trag' ich das.

Letztes Gebet.

(Von einem Gymnastisten.)

„Maria hilf!“
War kein Gebet.
In hoher Kampfeslust.
„Maria hilf!“
Er innig fleht,
Die Kugel in der Brust.
„Maria hilf!“
So klopft er;
Um ihn tobt wild die Schlacht.
„Maria hilf!“
Er atmet schwer,
Um ihn wird alles Nacht.
„Maria hilf!“
Noch haucht er leis,
Und ruht im Gras nun lind.
„Maria hilf!“
Als Siegespreis
Die Mutter kam zum Kind.